

Die Flucht.

Roman von J. d. B. o. y. - G. b.

(1. Fortsetzung.)

Und in diesem ungewissen Schein ah Felix, wie sein Hund sich aufdrückte und schweißbedend auf ihm zum. Es war ein großer Neufundländer, mit einem tadellosen, schwarzen lockigen Fell, das freilich von seinem Seitenlana schon viel verloren hatte. Robby war ein alter Herr, fast zehn Jahre alt und auch er hatte, seit sie in Berlin waren, wie sein Herr, nicht oft fast bekommen.

Felix schloß seine Thür und setzte sich dann ans Fenster. Mit bettelndem Gemüth rief Robby seine Schmause an seines Herrn Annie. Felix legte seine Hand auf den Kopf des Thieres.

„Es ist aus, mein alter Robby, ganz aus,“ sagte er leise.

Als er nach Berlin abreiste, hatten sie es in seiner Heimatstadt „berühmt“ genannt, daß er den alten Hund mitnahm, er, der selber nichts zu leben hatte. Man rief ihm, das Thier er schickte zu lassen, und bedauerte, daß es nicht mehr jung genug sei, um vortheilhaft verkauft zu werden. Felix schmeckte dazu. Der Hund hatte noch seiner Mutter gehört — nichts hätte ihn bewegen können, sich von dem Thiere zu trennen.

Nun sahen sie still im Halbdunkel, Herr und Hund. Der Herr dachte nach, und der Hund wartete, die trüblichen Augen wachsam auf seinen Herrn gericht.

Felix wunderte sich darüber, daß in seinem Herzen keine Unruhe war, nicht einmal Besorgnis.

„Es wird die absolute Gewissheit sein,“ dachte er, „die dem Menschen diese Klarheit giebt.“

Nun fiel ein, was er gelegentlich von der sanftmüthigen oder gleichgültigen Haltung zum Tode Verurtheilten gelesen. Er berief sich jetzt völlig. Wo es kein Entinnen giebt, giebt es auch kein Aufwachen mehr. Selbst die Verarmung hört auf.

Er versuchte, sich den Vortheil vorzustellen, den er gehabt, wenn er noch in den letzten Tagen einen Verdienst oder eine Stellung gefunden hätte. Es wäre wahrscheinlich nur eine Hingebung seines unabweisbaren Gesichtes gewesen. Und überdies: nur leben um nicht zu sterben — nein, dies brutale Leben hatte er satt. Er fühlte ganz deutlich, daß neben der Gewissheit, verhungern oder betteln zu müssen, wenn nicht über Nacht ein Wunder geschähe, noch eine andere Erkenntnis berging, die ihm das Leben zum Ekel machte.

Er kam sich vor wie ein Mensch ohne Boden. Er hätte ein reiches, großer Mann sein mögen mit allen Kenntnissen, die sich in heutiger Zeit durch Beobachtung und Fleiß aneignen lassen, um mit allem Golde sich edelste Lebensgenüsse zu beschaffen und mit immer offenen Händen wohlthätig wirken zu können. Oder er hätte ein Arbeiter sein mögen, der den Hammer schwingt, ein Mann, der hart und rauh um Brot arbeitet, seine lastenden Traditionen von gesellschaftlichen Vorurtheilen an sich küssen hat, durch seine ästhetischen Bedürfnisse aequirt wird, ein Mann mit rohen Sinnen und rohem Geschmach, mit dem Recht, die Häute zu brauchen, wo man ihm zu nah tritt, mit der schweren, schönen, tiefen Mühseligkeit nach förderlicher Arbeit.

Felix dachte, es müßte nur zwei Stunden geben; vielleicht läme damit Frieden und Ordnung in die Welt. Er selbst gehörte keinem an. Und wie ihn machte es Tausende und Abertausende geben: so langsam ertragen, in besten Manieren, mit allen Bedürfnissen des guten Geschmacks und der weitestgehenden Sauberkeit abhelft, durch Unterricht und durch die Atmosphäre des Elternhauses; aber ohne die Mittel, diesen Genußschritten Befriedigung zu verschaffen, in einem Beruf, der allen schmalen Zufälligkeiten ausgesetzt war, ohne die Fähigkeit, sie ohne die Körperkraft, diesen Beruf wechseln zu können und einfach in die Klasse des Arbeiters hinabzusteigen.

„An dem Willen dazu fehlte es Felix nicht. Er wünschte inbrünstig ein Proletariat sein und den ganzen Ballast seiner Erziehung abwerfen zu können.“

Als er sich einmal seinem Wirth, einem Fabrikarbeiter, anvertraut, hatte der ihn ausbelehrt. Schließlich war auch das ein Beruf, der von der Wille an aeltern sein will. Und außerdem fühlte Felix nur zu deutlich, daß er durch die Jahre der Entbehrung und Hebearbeit um die Kraft gekommen sei, die er seinen vierundzwanzig Jahren noch haben müßte.

Von allen schrecklichen Beobachtungen, die er im Lauf der letzten Wochen gemacht, erlähnte diese fast die grausamste, daß ein Mensch, der arbeiten will, sozusagen nur mit gebundener Marschrouten Arbeit suchen kann, und daß obendrein noch der ständige Wille ein ganz werthloses Moment ist, dem, der ihn hat, weder zur Ehre noch zum Verdienst. Denn was half ihm aller Wille und alles Streben, wenn er keine Arbeit fand?

Fies alles waren ganz naive Betrachtungen, in ihrer Einfachheit leblich aus seinem eianen Schicksal hervorgegangen.

Wenn er früher in den Zeitungen las, daß junge Menschen sich erkängt oder ertränkt hatten, weil die Noth sie dazu getrieben, dachte er immer verzweifelt, daß es ihnen...

fuhr er es am eianen Leib, daß man sich zugleich vor Arbeitsmühsamkeit und Hunger verzehren kann.

Wahrscheinlich hatte er auch in all den trüblichen Jahren, die er sich so freudlos hingehängt, nach und nach seinen Huth verbraucht, so daß jetzt, wo er den stärksten brauchte, keiner mehr da war. Er dachte darüber nicht nach. Er zog nur noch einmal die Summe seines bisherigen Lebens und fragte sich, ob ihm wohl ein Schmerz, eine Sorge, eine Enttäuschung erspart geblieben. Nein! Keine!

Robby leckte ihm bescheidenlich die Hand, der Hund war des stummen Wartens müde.

Die Verhüllung dieser warmen Jungeließ Felix zusammenschreden. Ihn, der sich schon innerlich ganz von der Welt geschieden, war das alte Thier das einzige Lebendige in seiner Nähe. Zugleich auch das einzige Wesen, das noch einen Anspruch an ihn erhob.

Er stand rasch auf und machte Licht. Die ganze Dürftigkeit des Raumes ward nun beleuchtet: Felix ließ die Koulleur von grauer Sackleinwand herab, damit von drüben kein Auge sein Thun überblicken konnte. Das eiserne Bett, mit seinem wenigen Bettzeug, der kleine eiserne Ofen und der Blechtopf zum Kaffeekochen darauf, der Tisch und der Hockerstuhl, ja selbst die Nägel an der Wand gehörten seinen Wirthsleuten. Er selbst besah nichts mehr wie den Anzug an seinem Leibe, den Ring an seiner Hand und den geladenen Revolver seines Vaters.

Der Ring, ein altes Familienerbstück der Familie, sollte mit ihm in das Grab gehen. Die Verhüllung, ihn zu verkaufen, war ihm kaum gekommen; denn die Gewissheit mußte sich ihm aufdrängen, daß, wenn der Erlös des Ringes verbraucht sei, die Lage dieselbe geblieben sein würde. Und es gewährte ihm eine phantastische Genugthuung, sich mit diesem Ring an der Hand noch immer als der Mensch von guter Familie zu fühlen, als einer, der nicht bis zur letzten elenden Bettelarmuth gezwungen war, sondern stolz und ergeben davon ging von der Gattin des Lebens, bevor der letzte Bissen Brot verzehrt war. Robby sah schweißbedend zu, wie sein Herr im Zimmer auf und abging. Er erwartete für sich irgend ein Resultat von dieser Bewegung; vielleicht einen Trunk oder ein wenig zu freffen.

Die kleine Lampe blatte; mit der merkwürdigen Wachsamkeit, die Menschen in den wichtigsten Augenblicken für die unwichtigsten Dinge haben können, sah Felix das und schraubte sie sorgsam zurecht. Dann nahm er aus seiner Brusttasche eine Photographie und hielt sie über die Flamme. Sie war nicht stark genug, das dicke Blatt in Brand zu setzen, aber das Angesicht der blonden Lore verschwand langsam hinter dunklen Ruchfäden.

Felix setzte sich danach auf den Stuhl. Der Revolver lag bereit auf den Tisch. „Robby“, sagte er leise.

Der Hund drängte sich zwischen die Kniee des Herrn. Felix ersah die hängenden Ohren und sah dem Thier gerade in die Augen.

Aus dem Hause und dem Hofe her klangen die Stimmen des Lebens, das Geräusch der Welt umdrandete gleichsam diese stille, kleine Zelle. Wie von fern her drang es an Felix' Ohr.

Er sah unbeweglich und sah unbeweglich in die treuen Hundeaugen. Dem alten Thier war es eine Anstrengung, die Aufmerksamkeit lange so gespannt zu erwidern. Es hing an zu blinzeln, bewegte den Kopf und wollte seinem Herrn wieder die Hand belegen. Da nahm Felix den Revolver mit kurzem, hartem Griff, setzte er ihn dem Hund an das Ohr — schnell entschlossen, wie in einer Zwangsstellung handelnd, brühte er ab.

Es gab einen ganz kleinen, dumpfen Knall. Robby fiel auf die Seite, redete sich und verendete.

Mit Sekundenschnelle war das vorübergegangen.

Neben dem Hund am Boden kniete Felix. Seine Stirn war naß, seine Hände waren kalt.

Das Schwerste war gethan.

Er wartete, ob der Hund sich nicht noch rührte. Er hätte gewünscht, daß das Thier ihm noch einen letzten, treuen Blick geschenkt hätte. Er schmeckte sich danach, noch einmal die warme Zunge auf seiner Hand zu fühlen. Aber lang, schwer, schwarz und stumm lag das Thier.

Mühsam stand Felix auf. Er setzte sich wieder auf den Stuhl und dachte, was er nun noch zu thun habe. Einen Zettel schreiben an seine Wirthsleute, denen er nichts schuldig war, die er aber um Verzeihung bitten wollte. Und dann — nichts weiter.

Irgend ein Gefühl zwang ihn, wieder und immer wieder auf den todtten Hund niederzublicken.

Er sprang auf und blieb lebend stehen. Obgleich er wußte, daß Niemand da war, meinte er, er müsse sich rund umsehen voll Furcht.

Es war ihm, als sei Jemand eingetreten. Nein — nichts. Aber morgen früh, wenn es so still bei ihm blieb, oder morgen Mittag, wenn der Wirth ihm es endlich auffiel, daß er sich nicht zeige dann würde man hier eintreten.

Ihn überfiel plötzlich eine ganz banale Neugier, brennend, unüberwindlich. Er hätte ganz genau wissen mögen, was morgen geschah, wenn man seinen Tod erdachte, ob der Mann oder die Frau zuerst bereinkäme, ob die Polizei ihn forschaffen würde, und auf welche Weise und auf welchem Kirchhof man ihn beerdigen müßte.

„Im schiefen beinahe, er könne sich nicht tödten, ehe er sich über alle diese Dinge nicht vorher genau unterrichtet habe.“

Dann kam er sich verächtlich vor, daß er, der so ganz mit dem Leben abgeschlossen hatte, noch an diese elenden Neugierlichkeiten denken mochte. Er suchte seine Gedanken auf die Vergangenheit zu richten, auf das Beste darin, auf seine Mutter.

Ihre letzte Stunde erstand ganz deutlich vor ihm. Sie hatte nicht gemüthet, daß es „um Lode ging.“ In ihrem schweren Leiden war sie getrübt, daß ihr lieber Sohn neben ihrem Bette saß, ihre Hand in seinen beiden, sah sie ihn an und athmete schwer und war frei von aller Furcht und aller Noth. Zuletzt hatte er sie in seinen Armen gehalten und ihr letzter Liebesblick ruhte in seinen Augen; er sah es wohl, er fühlte es wohl: sie hatte sich beschützt gedacht, und sein banges Ahnen von Einsamkeit, von einem dunklen Weg, den sie nun allein gehen sollte, war ihr angeflogen.

O, welch ein schönes Sterben in Liebesarmen, unter Liebesblicken!

Und er sollte so einsam, so stumm, so verlassen in letzten Nöthen davongehen!

Er dachte auch an seinen Vater und an dessen Sterben. Das war mit dem Bewußtsein ewigen Scheiterns erfolgt. Und in diesem Bewußtsein hatte selbst er, der egoist und Qualgeist der Sinnen, in seinem Herzen noch Wärme aufgefunden. Seine letzten Worte waren der Wunsch eines besseren Schicksals für den Sohn, sein letzter Blick ein Dankesblick, weil der Sohn ihm leise die feuchte Stirn getrocknet.

Und mit immer größeren Schreden umwuchs ihn die Einsamkeit.

Nur einen Zeugen haben bei dem Tod! Nur eine Menschenhand, welche die seine mit letztem Druck warm umschloß! Nur ein Auge, ihn tröstlich anzublicken! Nur eine Stimme, die da fragte: „Ist dir wohl?“

Ein unsäglich Heimweh kam in sein Herz nach allem, was einer verlassenen Seele wohlthun kann. So war es ihm denn wirklich beschiden, stumm hinwegzugehen und das Geheimniß seiner Leiden mit sich zu nehmen? Ganz umsonst war sein Dasein gewesen?

Selbst sein Hund hatte ein barmherzigeres Los gefunden, als er selbst finden würde.

Schauer durchzuckten ihn. Er hörte mit dem Ohr der entsetzten Phantasie noch einmal den kleinen dumpfen Knall — aber diesmal war die Kugel in sein eigenes Herz gedrungen — er sah sich neben dem Thier auf dem Boden liegen — vielleicht nicht so augenblicklich todt wie dieses — würde seine Hand, gegen sich selbst gerichtet, auch so fest sein? Er sah sich im unvollenen Kampf, und wieder sah er die furchterliche Einsamkeit.

Sie schien Gestalt gewonnen zu haben: sie stand da, bager und groß mit einem schönen, blutlosen Gesicht, darin ein leeres Auge starr in ungewisse Fernen sah, und einem bitteren, grausamen Lächeln um die blauen Lippen. Diese schreckliche Gestalt würde seine Genossin sein in seinen letzten Minuten, und noch sein brechendes Auge würde ihr eisernes Angesicht erbliden!

Von dem reglosen Thierkörper ging etwas Unheimliches aus: eine große Kälte und ein großes Schweigen. Es wirkte hin durch den ganzen Raum und drang dem Lebenden durch alle Poren und füllte sein ganzes Wesen mit Entsetzen.

Seine Blide irrten umher. Sein Ohr horchte lebend. Nur ein Laut, nur ein Ruf, der ihm galt! Nur ein Ton aus warmer Menschenbrust, der nach ihm rief. Vergessen. Von fern, in gedämpftem Geräusch erlangten die Stimmen fremden Menschenlebens.

In der Stube blieb es still. Hier wohnte der Tod, und ungehört und ungelassen fiel ihm anheim, was hier noch lebte.

Felix that einen Schritt vorwärts. Er ergriff den Revolver. Das kalte Metall erschütterte ihn, er ließ die Waffe fallen.

Er sprang auf und blieb lebend stehen. Obgleich er wußte, daß Niemand da war, meinte er, er müsse sich rund umsehen voll Furcht.

Es war ihm, als sei Jemand eingetreten. Nein — nichts. Aber morgen früh, wenn es so still bei ihm blieb, oder morgen Mittag, wenn der Wirth ihm es endlich auffiel, daß er sich nicht zeige dann würde man hier eintreten.

Ihn überfiel plötzlich eine ganz banale Neugier, brennend, unüberwindlich. Er hätte ganz genau wissen mögen, was morgen geschah, wenn man seinen Tod erdachte, ob der Mann oder die Frau zuerst bereinkäme, ob die Polizei ihn forschaffen würde, und auf welche Weise und auf welchem Kirchhof man ihn beerdigen müßte.

„Im schiefen beinahe, er könne sich nicht tödten, ehe er sich über alle diese Dinge nicht vorher genau unterrichtet habe.“

Dann kam er sich verächtlich vor, daß er, der so ganz mit dem Leben abgeschlossen hatte, noch an diese elenden Neugierlichkeiten denken mochte. Er suchte seine Gedanken auf die Vergangenheit zu richten, auf das Beste darin, auf seine Mutter.

Ihre letzte Stunde erstand ganz deutlich vor ihm. Sie hatte nicht gemüthet, daß es „um Lode ging.“ In ihrem schweren Leiden war sie getrübt, daß ihr lieber Sohn neben ihrem Bette saß, ihre Hand in seinen beiden, sah sie ihn an und athmete schwer und war frei von aller Furcht und aller Noth. Zuletzt hatte er sie in seinen Armen gehalten und ihr letzter Liebesblick ruhte in seinen Augen; er sah es wohl, er fühlte es wohl: sie hatte sich beschützt gedacht, und sein banges Ahnen von Einsamkeit, von einem dunklen Weg, den sie nun allein gehen sollte, war ihr angeflogen.

O, welch ein schönes Sterben in Liebesarmen, unter Liebesblicken!

Und er sollte so einsam, so stumm, so verlassen in letzten Nöthen davongehen!

Er dachte auch an seinen Vater und an dessen Sterben. Das war mit dem Bewußtsein ewigen Scheiterns erfolgt. Und in diesem Bewußtsein hatte selbst er, der egoist und Qualgeist der Sinnen, in seinem Herzen noch Wärme aufgefunden. Seine letzten Worte waren der Wunsch eines besseren Schicksals für den Sohn, sein letzter Blick ein Dankesblick, weil der Sohn ihm leise die feuchte Stirn getrocknet.

Und mit immer größeren Schreden umwuchs ihn die Einsamkeit.

Nur einen Zeugen haben bei dem Tod! Nur eine Menschenhand, welche die seine mit letztem Druck warm umschloß! Nur ein Auge, ihn tröstlich anzublicken! Nur eine Stimme, die da fragte: „Ist dir wohl?“

Ein unsäglich Heimweh kam in sein Herz nach allem, was einer verlassenen Seele wohlthun kann. So war es ihm denn wirklich beschiden, stumm hinwegzugehen und das Geheimniß seiner Leiden mit sich zu nehmen? Ganz umsonst war sein Dasein gewesen?

Selbst sein Hund hatte ein barmherzigeres Los gefunden, als er selbst finden würde.

Schauer durchzuckten ihn. Er hörte mit dem Ohr der entsetzten Phantasie noch einmal den kleinen dumpfen Knall — aber diesmal war die Kugel in sein eigenes Herz gedrungen — er sah sich neben dem Thier auf dem Boden liegen — vielleicht nicht so augenblicklich todt wie dieses — würde seine Hand, gegen sich selbst gerichtet, auch so fest sein? Er sah sich im unvollenen Kampf, und wieder sah er die furchterliche Einsamkeit.

Sie schien Gestalt gewonnen zu haben: sie stand da, bager und groß mit einem schönen, blutlosen Gesicht, darin ein leeres Auge starr in ungewisse Fernen sah, und einem bitteren, grausamen Lächeln um die blauen Lippen. Diese schreckliche Gestalt würde seine Genossin sein in seinen letzten Minuten, und noch sein brechendes Auge würde ihr eisernes Angesicht erbliden!

Von dem reglosen Thierkörper ging etwas Unheimliches aus: eine große Kälte und ein großes Schweigen. Es wirkte hin durch den ganzen Raum und drang dem Lebenden durch alle Poren und füllte sein ganzes Wesen mit Entsetzen.

Seine Blide irrten umher. Sein Ohr horchte lebend. Nur ein Laut, nur ein Ruf, der ihm galt! Nur ein Ton aus warmer Menschenbrust, der nach ihm rief. Vergessen. Von fern, in gedämpftem Geräusch erlangten die Stimmen fremden Menschenlebens.

In der Stube blieb es still. Hier wohnte der Tod, und ungehört und ungelassen fiel ihm anheim, was hier noch lebte.

Felix that einen Schritt vorwärts. Er ergriff den Revolver. Das kalte Metall erschütterte ihn, er ließ die Waffe fallen.

Er sprang auf und blieb lebend stehen. Obgleich er wußte, daß Niemand da war, meinte er, er müsse sich rund umsehen voll Furcht.

Es war ihm, als sei Jemand eingetreten. Nein — nichts. Aber morgen früh, wenn es so still bei ihm blieb, oder morgen Mittag, wenn der Wirth ihm es endlich auffiel, daß er sich nicht zeige dann würde man hier eintreten.

Ihn überfiel plötzlich eine ganz banale Neugier, brennend, unüberwindlich. Er hätte ganz genau wissen mögen, was morgen geschah, wenn man seinen Tod erdachte, ob der Mann oder die Frau zuerst bereinkäme, ob die Polizei ihn forschaffen würde, und auf welche Weise und auf welchem Kirchhof man ihn beerdigen müßte.

„Im schiefen beinahe, er könne sich nicht tödten, ehe er sich über alle diese Dinge nicht vorher genau unterrichtet habe.“

Dann kam er sich verächtlich vor, daß er, der so ganz mit dem Leben abgeschlossen hatte, noch an diese elenden Neugierlichkeiten denken mochte. Er suchte seine Gedanken auf die Vergangenheit zu richten, auf das Beste darin, auf seine Mutter.

Ihre letzte Stunde erstand ganz deutlich vor ihm. Sie hatte nicht gemüthet, daß es „um Lode ging.“ In ihrem schweren Leiden war sie getrübt, daß ihr lieber Sohn neben ihrem Bette saß, ihre Hand in seinen beiden, sah sie ihn an und athmete schwer und war frei von aller Furcht und aller Noth. Zuletzt hatte er sie in seinen Armen gehalten und ihr letzter Liebesblick ruhte in seinen Augen; er sah es wohl, er fühlte es wohl: sie hatte sich beschützt gedacht, und sein banges Ahnen von Einsamkeit, von einem dunklen Weg, den sie nun allein gehen sollte, war ihr angeflogen.

O, welch ein schönes Sterben in Liebesarmen, unter Liebesblicken!

Und er sollte so einsam, so stumm, so verlassen in letzten Nöthen davongehen!

Er dachte auch an seinen Vater und an dessen Sterben. Das war mit dem Bewußtsein ewigen Scheiterns erfolgt. Und in diesem Bewußtsein hatte selbst er, der egoist und Qualgeist der Sinnen, in seinem Herzen noch Wärme aufgefunden. Seine letzten Worte waren der Wunsch eines besseren Schicksals für den Sohn, sein letzter Blick ein Dankesblick, weil der Sohn ihm leise die feuchte Stirn getrocknet.

Und mit immer größeren Schreden umwuchs ihn die Einsamkeit.

Nur einen Zeugen haben bei dem Tod! Nur eine Menschenhand, welche die seine mit letztem Druck warm umschloß! Nur ein Auge, ihn tröstlich anzublicken! Nur eine Stimme, die da fragte: „Ist dir wohl?“

Ein unsäglich Heimweh kam in sein Herz nach allem, was einer verlassenen Seele wohlthun kann. So war es ihm denn wirklich beschiden, stumm hinwegzugehen und das Geheimniß seiner Leiden mit sich zu nehmen? Ganz umsonst war sein Dasein gewesen?

Selbst sein Hund hatte ein barmherzigeres Los gefunden, als er selbst finden würde.

Schauer durchzuckten ihn. Er hörte mit dem Ohr der entsetzten Phantasie noch einmal den kleinen dumpfen Knall — aber diesmal war die Kugel in sein eigenes Herz gedrungen — er sah sich neben dem Thier auf dem Boden liegen — vielleicht nicht so augenblicklich todt wie dieses — würde seine Hand, gegen sich selbst gerichtet, auch so fest sein? Er sah sich im unvollenen Kampf, und wieder sah er die furchterliche Einsamkeit.

Sie schien Gestalt gewonnen zu haben: sie stand da, bager und groß mit einem schönen, blutlosen Gesicht, darin ein leeres Auge starr in ungewisse Fernen sah, und einem bitteren, grausamen Lächeln um die blauen Lippen. Diese schreckliche Gestalt würde seine Genossin sein in seinen letzten Minuten, und noch sein brechendes Auge würde ihr eisernes Angesicht erbliden!

Von dem reglosen Thierkörper ging etwas Unheimliches aus: eine große Kälte und ein großes Schweigen. Es wirkte hin durch den ganzen Raum und drang dem Lebenden durch alle Poren und füllte sein ganzes Wesen mit Entsetzen.

Seine Blide irrten umher. Sein Ohr horchte lebend. Nur ein Laut, nur ein Ruf, der ihm galt! Nur ein Ton aus warmer Menschenbrust, der nach ihm rief. Vergessen. Von fern, in gedämpftem Geräusch erlangten die Stimmen fremden Menschenlebens.

In der Stube blieb es still. Hier wohnte der Tod, und ungehört und ungelassen fiel ihm anheim, was hier noch lebte.

Felix that einen Schritt vorwärts. Er ergriff den Revolver. Das kalte Metall erschütterte ihn, er ließ die Waffe fallen.

Er sprang auf und blieb lebend stehen. Obgleich er wußte, daß Niemand da war, meinte er, er müsse sich rund umsehen voll Furcht.

Es war ihm, als sei Jemand eingetreten. Nein — nichts. Aber morgen früh, wenn es so still bei ihm blieb, oder morgen Mittag, wenn der Wirth ihm es endlich auffiel, daß er sich nicht zeige dann würde man hier eintreten.

Ihn überfiel plötzlich eine ganz banale Neugier, brennend, unüberwindlich. Er hätte ganz genau wissen mögen, was morgen geschah, wenn man seinen Tod erdachte, ob der Mann oder die Frau zuerst bereinkäme, ob die Polizei ihn forschaffen würde, und auf welche Weise und auf welchem Kirchhof man ihn beerdigen müßte.

„Im schiefen beinahe, er könne sich nicht tödten, ehe er sich über alle diese Dinge nicht vorher genau unterrichtet habe.“

Dann kam er sich verächtlich vor, daß er, der so ganz mit dem Leben abgeschlossen hatte, noch an diese elenden Neugierlichkeiten denken mochte. Er suchte seine Gedanken auf die Vergangenheit zu richten, auf das Beste darin, auf seine Mutter.

Ihre letzte Stunde erstand ganz deutlich vor ihm. Sie hatte nicht gemüthet, daß es „um Lode ging.“ In ihrem schweren Leiden war sie getrübt, daß ihr lieber Sohn neben ihrem Bette saß, ihre Hand in seinen beiden, sah sie ihn an und athmete schwer und war frei von aller Furcht und aller Noth. Zuletzt hatte er sie in seinen Armen gehalten und ihr letzter Liebesblick ruhte in seinen Augen; er sah es wohl, er fühlte es wohl: sie hatte sich beschützt gedacht, und sein banges Ahnen von Einsamkeit, von einem dunklen Weg, den sie nun allein gehen sollte, war ihr angeflogen.

O, welch ein schönes Sterben in Liebesarmen, unter Liebesblicken!

Und er sollte so einsam, so stumm, so verlassen in letzten Nöthen davongehen!

Er dachte auch an seinen Vater und an dessen Sterben. Das war mit dem Bewußtsein ewigen Scheiterns erfolgt. Und in diesem Bewußtsein hatte selbst er, der egoist und Qualgeist der Sinnen, in seinem Herzen noch Wärme aufgefunden. Seine letzten Worte waren der Wunsch eines besseren Schicksals für den Sohn, sein letzter Blick ein Dankesblick, weil der Sohn ihm leise die feuchte Stirn getrocknet.

Und mit immer größeren Schreden umwuchs ihn die Einsamkeit.

Nur einen Zeugen haben bei dem Tod! Nur eine Menschenhand, welche die seine mit letztem Druck warm umschloß! Nur ein Auge, ihn tröstlich anzublicken! Nur eine Stimme, die da fragte: „Ist dir wohl?“

Ein unsäglich Heimweh kam in sein Herz nach allem, was einer verlassenen Seele wohlthun kann. So war es ihm denn wirklich beschiden, stumm hinwegzugehen und das Geheimniß seiner Leiden mit sich zu nehmen? Ganz umsonst war sein Dasein gewesen?

Selbst sein Hund hatte ein barmherzigeres Los gefunden, als er selbst finden würde.

Schauer durchzuckten ihn. Er hörte mit dem Ohr der entsetzten Phantasie noch einmal den kleinen dumpfen Knall — aber diesmal war die Kugel in sein eigenes Herz gedrungen — er sah sich neben dem Thier auf dem Boden liegen — vielleicht nicht so augenblicklich todt wie dieses — würde seine Hand, gegen sich selbst gerichtet, auch so fest sein? Er sah sich im unvollenen Kampf, und wieder sah er die furchterliche Einsamkeit.

Sie schien Gestalt gewonnen zu haben: sie stand da, bager und groß mit einem schönen, blutlosen Gesicht, darin ein leeres Auge starr in ungewisse Fernen sah, und einem bitteren, grausamen Lächeln um die blauen Lippen. Diese schreckliche Gestalt würde seine Genossin sein in seinen letzten Minuten, und noch sein brechendes Auge würde ihr eisernes Angesicht erbliden!

Von dem reglosen Thierkörper ging etwas Unheimliches aus: eine große Kälte und ein großes Schweigen. Es wirkte hin durch den ganzen Raum und drang dem Lebenden durch alle Poren und füllte sein ganzes Wesen mit Entsetzen.

Seine Blide irrten umher. Sein Ohr horchte lebend. Nur ein Laut, nur ein Ruf, der ihm galt! Nur ein Ton aus warmer Menschenbrust, der nach ihm rief. Vergessen. Von fern, in gedämpftem Geräusch erlangten die Stimmen fremden Menschenlebens.

In der Stube blieb es still. Hier wohnte der Tod, und ungehört und ungelassen fiel ihm anheim, was hier noch lebte.

Felix that einen Schritt vorwärts. Er ergriff den Revolver. Das kalte Metall erschütterte ihn, er ließ die Waffe fallen.

Das ganze Erlebnis war freilich nur ein Bildwechsel gewesen. Eine wunderbare und vornehme Frau hatte ihr Auge wieder und wieder in das seine versenkt.

Er träumte: so fängt die Liebe an, die große, elementare Liebe an den ersten Blick. Wenn es im Bereich der Möglichkeit läge, daß sie sich wieder begegneten, wenn er zu ihrem Kreis gehörte, dann, gewiß, dann würde sie ihn lieben und er sie.

Aber der Rausch verflieg bald. Er begann sich, daß er ein armer Teufel sei, daß er mit richtigem Takt nicht einmal gemagt hatte, sich nach ihren Namen zu erkundigen. Er ward sich bewußt, daß das Geld in seiner Tasche nur zweihundert Mark waren, und daß er genau rechnen mußte, wenn er zwei Monate davon leben wollte. Denn er hatte viel Ausgaben für Papier und Freimarken, auch mußte er jeden Tag fünfundsiebzig Pfennig für die Tasse Kaffee ausgeben, um im Kaffeehaus die Zeitungen auf „Gesuchte männliche Personen“ durchsehen zu können.

Diese jämmerlichen Erörzungen stützten ihn von der romantischen Höhe, die sein Gefühl eben erklimmen, wieder tief, tief hinab in's Elend.

Dazu prasselte diesträhig ein Märzregen nieder, und der Bürgergeist wie die Fahrdämme waren in zwei Minuten von blankem Naß überwaschen. Felix fror.

Eine unsinnige Sehnsucht kam über ihn nach Trodenheit, Sonnenschein und freier Natur.

Vor seiner Phantasie erstanden sanfte Wiesengelände, mit dem Frühdampf des noch sonnenlosen Morgens darüber, und einer reinen, herben, unerblicklichen Frische der Luft. Und stille Wälder, dunkel und dicht. Und ein Acker, durch den ein Pflüger tiefbraune Furchen zog, indes fern mit ihrem Trillern eine Verbe schräg himmelan stieg.

So leben dürfen! Der Pflüger sein! Da seine Kräfte betäubend dürsten. Ja, das wäre das Leben!

Aber für jetzt ging er über nasse Straßen, durch die der Wind heulte, zwischen hohen Mauerschranken endlicher Häuserzeilen dahin und würde ihnen vielleicht nie, nie entrinnen, würde noch danbar aufsuchen, wenn das Gesicht ihm ein lobendes Gesicht anwies, das ihm gestattete, sei es auch im engsten, dumpfsten Raum, Brot und Obdach zu finden. Denn er war ein Elende geworden, der allerprimittivsten Lust zum Leben! Zunächst bloß Leben.

Er brachte seine Tage nun wieder wie in den letzten Wochen zu. Im Cafe füllte er sein Notizbuch mit Abschriften von Gesuchen. In seinem Zimmer schrieb er täglich zehn, zwanzig Briefe, in denen er sich als Commis, als Lehrer für Buchhändlerkennzeichen, als Sekretär, als Reisebegleiter, als Fabrikarbeiter meldete. Das eine oder andre Mal kam die Aufforderung, sich persönlich vorzustellen. Er hatte jedesmal die ersten fünf Minuten lang Hoffnung, denn es kam ihm vor, als gefalle er. Dann schloß sich heraus, daß er entweder die spezielle Baubranche nicht kannte, oder daß man schon Erfahrung in der betreffenden Thätigkeit forderte.

(Fortsetzung folgt.)

— Adresse. Richter: „Wo wohnen Sie?“ — Bagabund: „Im Stadtwald unter der Baum.“ — Richter (zum Zweiten): „Und Sie?“ — Bagabund: „I wohn' den Herrn grad bis-a-vis.“

— Post restante. „Sie, Herr Post-Beamtler, ist vielleicht ein Brief da unter „Gauer.“ — „Ja, aber wie kommen Sie zu dieser Bezeichnung?“ — „Wie? Ganz einfach! Früher wurden meine post restante - Briefe stets durch Andre erhoben, diesen Titel aber, den möchte sich doch keiner gerne beilegen.“

— Auch eine Diagnose. Bader: „Also a Kopfweh hast, Körbelsauer?“ — Körbelsauer: „Ja, mi reißt und sticht's im Kopf hin.“ — Bader: „Da hast v'leicht 'ziel gessa?“ — Körbelsauer: „Nix is.“ — Bader: „Oder hast v'leicht an Rauch g'habt?“ — Körbelsauer: „Nix is.“ — Bader: — Güter Rath. Mäler: „Nun, wie finden Sie mein neuestes Bild?“ — Mälerbeucher: „Ich weiß nicht — es macht einen etwas stiefigen Eindruck.“ — Mäler: „Oh, ich bin ja auch noch nicht fertig, mir ist nur das Terpen nicht ausgegangen.“ — Mälerbeucher: „Dann benutzen Sie doch Benzin, das nimmt Delfarbenstoffe ebenfolgt fort.“

— Billiger Winteraufenthalt. Arzt: „Ich würde Ihnen raten, den Winter in Meran zuzubringen. Patient (schwerhörig): „In Gera? Was soll ich denn da?“ — Arzt: „Ich sage ja nicht in Gera, sondern in Meran!“ Patient: „Ach, an der Riviera! Das ist mir zu theuer.“

— „Na, da fahren Sie doch meinetwegen nach Benedig, da werden die Tauben auf Staatskosten verpflegt!“

— Ein Neuling des Weibwerks. Der Herr Professor war zur Kammerjagd eingeladen und wird vom alten Oberförster Schmaus mit dem Bemerkten, als ob nichts zu sprechen, auf seinen Stand gestellt. Da sieht der Professor gleich darauf eine größere Menge Kaminden auf sich zuhoppeln. Anstatt zu schreien ruft er dem dahongehenden Oberförster zu: „Ecc unicum! multi!“ Die Kaminden verschwanden und der Oberförster donnert dem erschrockenen Professor entgegen: „Sie sollten doch den Mund halten!“

— Ein Neuling des Weibwerks. Der Herr Professor war zur Kammerjagd eingeladen und wird vom alten Oberförster Schmaus mit dem Bemerkten, als ob nichts zu sprechen, auf seinen Stand gestellt. Da sieht der Professor gleich darauf eine größere Menge Kaminden auf sich zuhoppeln. Anstatt zu schreien ruft er dem dahongehenden Oberförster zu: „Ecc unicum! multi!“ Die Kaminden verschwanden und der Oberförster donnert dem erschrockenen Professor entgegen: „Sie sollten doch den Mund halten!“